



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Stilleben eine Kleinstaates.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

v. Platen in der Kirche zu Fischbachau, als er von den Wunderkräften des heiligen Scapulier's predigen hörte. Dürfen wir nicht noch mehr die blöden Wallfahrer von Deggendorf bedauern? Und ist es zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß die oft beklagte Rohheit und die blutigen Thaten unsres Landvolks auch daher rühren, daß ihm solche Speise geboten wird? daß es wenigstens nicht besser werden kann, so lange ihm Raub und Mord, sei es auch nur an Juden verübt (!) als gottgefälliges Werk empfohlen werden?" —

Stilleben eines Kleinstaates.

Der Staat, von dem ich rede, umfaßt keine 150 Quadratmeilen. Sein zum Theil reicher Grund dehnt sich an den beiden Ufern jenes Stromes aus, der schon dadurch beweisen kann, daß er nicht Deutschlands Grenze bildet.

Wenn unten an den sonnigen Halden der Vorberge die Rebe knospt und die Aprikose blüht, liegt hoch oben im Gebirge noch der Schnee und der Postillon treibt die leuchtenden Pferde, daß sie den schweren Wagen nicht stecken lassen. Drüben über dem Strom ein leichtlebige's Volk, dem Wein statt Blut durch die Adern läuft. Diesseits des Stroms kreist das Blut langsamer; in der tabak- und getreidebauenden reichen Ebene gemahnt freilich das Aussehen der Landschaft an die Landsleute im Westen; die ländliche Tracht ist hüben und drüben verschwunden, und die Sprache klingt fast gleich und ähnelt den Dialekten, in denen Nadler und Schandern ihre Gedichte schrieben. Hinter der Gebirgswand im Osten wohnt der minder reiche Theil der Bevölkerung. Mühsam klettert das Spannvieh an den Bergen hinauf und des Landmanns „Gü't und Gott“ klingt wie eine Stimme aus den Wolken gegenüber dem „Har und Gott“ des Tabakbauers im Thal. Dem Feldbau sind diese Berge häufig zu steil und die Thäler zu unwirthlich; nur selten verirrt sich der fremde Wanderer hierher. Aber der Bauer sitzt oft behaglich auf dem Erbe seiner Voreltern, deren Tracht er noch trägt: den langen blauen Rock, Kniehosen und Gamaschen und jenen wunderlich aufgebauten Hut „Dreimaster“ oder auch „Wettervertheiler“ genannt. Und wenden wir uns schließlich nordwärts, so kommen wir in den Theil des Landes, dem der Staat seinen Namen verdankt. Hier sitzt der Kern jenes Volkes mit großgeschnitten, charakteristischen Gesichtern und jener eigenthümlichen Tracht, die bei dem weiblichen Theil sich so bezeichnen läßt: was den Röcken an Länge abgeht, haben sie an Umfang zugelegt. Der Bauer der hessischen Ebene sitzt auf fetten Gütern und das alte Sprichwort sagt, daß ihm nur Heu und Holz fehle, um noch einmal so stolz zu werden. Was diesem versagt ist,

hat der Bauer des Gebirgs mit seinen Bergwiesen, Wäldern und Herden gedrungenen Rindviehs. Höher hinauf kommen wir dann in die arme Region. Der Bewohner fühlt sich in der ärmlichen Einsamkeit wohl, aber es kommt einer Verbannung nach Sibirien gleich und wird für Strafe gehalten, aus dem warmen Luftkreis der Residenz auf jene Höhen versetzt zu werden, wo der Weinstock zur Mythe wird und der Fruchtbranntwein neben dem Biere herrscht.

Auch politisch bildet unser Staat ein Conglomerat vieler einzelner Souveränitäten, die zum Theil aus halben und Viertelsdörfern bestanden hatten. Als man sie in und nach den napoleonischen Kriegen zusammenschiedete, da stammte der Miniaturparticularismus in den Bezirken einzelner Mediatistürten auf und der damalige Landesherr ließ seine Truppen marschiren zum Schutz der neuen Grenzpfähle, die von rebellischen Bauern waren umgerissen worden. Aber die ehemaligen souveränen Grafen und Fürsten, die heutigen Standesherrn, bewahrten, namentlich in den südlichen Landestheilen, aus jener Zeit des eigenen Glanzes noch lange eine Anhänglichkeit an das östreichische Kaiserhaus. Die jüngeren Glieder jener Familien dienen meist im kaiserlichen Heer und der Geburtstag des Kaisers Franz Joseph ist dort feierlich begangen worden. In dem Staat von Napoleons Gnaden waren schon von Alters her eine Masse von Land- und Stadtrechten im Gebrauch. Dazu kam noch das französische Recht, das den neu hinzugekommenen Landestheilen der Hauptsache nach gewährleistet ward. Der Staat ist somit kein natürliches Ganze, sondern nach dem alten System der Theilungen und des Länderschachers zusammengebaut; er hat im Lauf der Jahrhunderte seine Gestalt mannigfach verändert, abgetreten, wo er mußte, und annectirt, wo er durfte. Schwach ist das Band, welches die einzelnen Theile enger verbindet, man müßte denn grade die überall in den Landesfarben glänzenden Wegweiser und Grenzpfähle als Bindemittel betrachten, außerdem auch die officiellen Festtage oder die allerdings mit anderen Staaten gleichmäßig geführte Nationalhymne, welche die Möglichkeit bietet, den Namen des regierenden Fürsten oder seinen Rang darin unterzubringen.

Die Bewohner des Landes dürfen sich im Ganzen einer guten Regierung rühmen. Das Herrscherhaus weist manchen bedeutenden Namen auf und manche herzzgewinnende Erzählung aus den gemüthlichen Zeiten des Patrimonialstaates lebt noch im Munde des Volks. Früher noch als die meisten anderen Fürsten ertheilte einer der Regenten dem Lande eine Verfassung und der Zollverein fand hier fast zuerst eine gute Statt. Es war im Ganzen ein mildes, patriarchales Regiment, in deutscher Weise zuweilen emsig, wo der Fleiß nicht grade nöthig war, und groß im Kleinen.

Das Jahr 1848 hatte entschieden ungünstig gewirkt. Mit der Verwilderung der Ansichten über Regierungsgewalt und Volksrecht war auch eine bedenkliche Veränderung des äußeren Menschen vor sich gegangen. Wer erinnert sich

nicht noch der ungeheuern „Heckerhüte“, die mit mächtigen Krämpfen fest auf dem Ohr getragen, für einen ganzen Bienenstock demokratischer Gedanken Raum boten. Bei ordnungsliebenden Leuten war diese Tracht schon lange mißliebig geworden. Aber auch Anderes, was abwärts von den Hüten sich zeigte, verrieth nicht selten eine Verwilderung, die mit der der politischen Ansichten Hand in Hand ging. So hatte die Regierung unseres Staats mit Grund übel vermerkt, daß auch die Staatsdiener sich des Tragens außerordentlicher Bärte befleißigten. Wäre es nur bei kleinen Backenbärten geblieben! Aber diese Wüstenneien hätte man sehen sollen! Nicht nur auf den Wangen trug man Bärte von unanständiger Länge, sondern der Schnurrbart wuchs auch derart über den Mund herab, daß das Sprichwort gerechtfertigt erschien: „Er hat Haare auf den Zähnen“, und von dem Kinn wallte es hernieder bis zur zottigen Hochbrust. Daß dies in geordneten Staaten zu einer Zeit wiederkehrender Ruhe nicht geduldet werden konnte, war klar. Es erschien demgemäß eine Verfügung, daß von nun an alle Staatsdiener den Bart wegzuschneiden hätten bis auf einen wirklich genügenden Ueberrest von Backenbart. Dabei war genau darauf zu achten, daß dieser Restbart sich nicht zu weit nach dem Kinn zu ausbreite und daß von der Kehle aufwärts nach dem Kinn nichts im Verborgenen blühe. Wer wie einzelne übelgesinnte Advocaten sich dem Gesetz nicht fügen wollte, wurde zu öffentlichen Vertheidigungen nicht zugelassen. Nur die Forstleute, zur symbolischen Anerkennung ihres Amtes, durften den Wald im eigenen Antlitz mit einigen normirten Beschränkungen pflegen. Dazu kamen solche, welche bei den Soldaten gewesen und die, welche nachweisen konnten, daß ein Bart für sie durchaus nöthig sei. Der eine erbrachte den Beweis, daß er seinen Vollbart haben müsse, um ein Muttermal oder eine häßliche Narbe zu verdecken; der andere ließ sich vom Arzt bezeugen, daß er ohne Bart an unerträglichem Reitzen zu leiden habe; Glückliche, heimlich beneidet von glatteren Freunden. Aber im Ganzen erfreute sich das Volk einer gestitteten Nacktheit decenter Körpertheile.

Auch in der Kleidung forderte man die Manifestation eines geordneten Staatswesens, die Uniform. Bis dahin war so ziemlich jeder Staatsdiener nach seiner Fagon selig gewesen. Das Gerichtswesen und die öffentlichen Lehranstalten hatten zu den Jahren eines freisinnigeren Regiments richtige Urtheile gefällt und wackerere Männer herangezogen, jetzt erschien wünschenswerth, wenn auch in diese Disciplin mehr Methode kam. Sorgfältig ward berathschlaagt, welches Tuch zu Staatsuniform und zum Paletot, zu den Beinkleidern für allerhöchste Festtage und für die Werkeltage, — wozu auch die kirchlichen Festtage gehörten, — zu nehmen sei; und wo die allgemein recipirten Grundsätze für Uniformen nicht ausreichten, wurde neu bestimmt, auf welche Weise man die einzelnen Ministerien und in diesen wieder Excellenzen, Geheime-Ober-, die

Ober- und Unter-, und dann den großen Haufen der untersten Staatsdiener von einander zu unterscheiden habe. Und es begann ein reges Schaffen in der Bevölkerung.

So kam denn der große Tag, an dem der Staatsdiener von weitem als solcher erkannt werden konnte, wo zum ersten Mal, seit die Welt steht, die Professoren des Gymnasiums, die Ober- und Unterlehrer in standesgemäßer Uniform zur Schule zogen. Damals hingen die Schüler in den Gittern der Fenster und empfingen mit Jubel, der je nach der Beliebtheit des Lehrers in größerem oder geringerem Maß sich zeigte, die Bildner ihrer Jugend. Graue Beinkleider, grauer Paletot mit hechtgrauem Sammetkragen, und o Wunder! aus dem Paletot guckte der schwarzlackirte Gurt, an dem ein schöner Degen befestigt war. Den Kopf bedeckte eine dunkelblaue Mütze mit hellblauem Rand. Denn hellblau war das Abzeichen des Ministeriums des Innern, dem auch die Polizeidiener angehörten, weshalb oberflächlich Blickende stets geneigt waren, die Lehrer und Polizeidiener zu verwechseln. Das Ministerium des Aeußern hatte dunkelroth; auch die Justiz schritt mit eigener Farbe an Kragen- und Aermelausschlägen und Mützenrändern einher, und so hatte jede größere Abtheilung der Staatsmaschine ihr sinniges Abzeichen.

Sonntags und bei feierlichen Gelegenheiten war es anders. Da erschien der Staatsdiener in dunkelblauem Waffenrock, an dessen Stehkragen wie bei der östreichischen Armee die Würde mit Goldsternen angegeben war. Wer „Rath“ war oder dessen Rang hatte, bekam einen Goldkragen, das Ziel, nach dem Viele mit stiller Sehnsucht zustrebten. Den Leib umspannte dann bei den Unterbeamten der schwarze, bei den Beamten von einem Stern an aufwärts ein goldner Degengurt und den Kopf zierte ein Dreimaster, an dem die Nationalfokarde, zwischen Gold und Silber gebettet, weithin glänzte. Bei fürstlichen Namens- und Geburtsfesten Casimirhosen. Manche, die an Geldmangel oder schlechter Gesinnung litten, pflegten an solchen Tagen krank zu werden, oder machten sich in stiller Frühe zu einer Landpartie auf. Wer Lehrer war, verfiel vielleicht gar auf den Einfall, seine Schüler auf solche Fahrten mitzunehmen und im nächsten Schulprogramm ward rühmend erwähnt, wie der Festtag von den Schülern in würdigster Weise durch einen größeren Ausflug gefeiert worden sei.

Auch die Geistlichkeit ward in Schwarz und ohne Degen uniformirt und von oben wurde zeitweise strenge Musterung auf den Balleteen gehalten nach fehlenden Degen, schiefzugeknöpften Röcken und verrätherischen, aus der vorgeschriebenen Halsbinde hervorstehenden Vatermördern. Nur die Universität hatte sich für ihren Hausverkehr beharrlich der Neuerung widersetzt und erschien nach wie vor in einfachem Schwarz. Aber auch da, wo man sich der Verordnung fügte, geschah es oft mit stiller Nachsicht; für die officiösen Stimmen des Landes war in einer Zeit politischen Razenjammers jenes Uniformedict

ein vortrefflicher Stoff der Erörterung. Man versocht auch in der Presse lebhaft die Zweckmäßigkeit, Schönheit und Billigkeit der Staatsdienertucht und brach Lanzen für den Vorzug feuervergoldeter Knöpfe. Nur eine Niederlage erlitt die triumphirende Regierung. Sie bestrebt sich, ein gegenseitiges Grüßen aller über die Straße wandelnder Uniformen durchzusetzen. Dieses jedoch erschien als Tyrannei, die Uniform wollte man sich zuletzt gefallen lassen, aber gegen das Grüßen sträubte sich der Freiheitsstolz des Deutschen. Stumm wandelten die Roth-, Blau- und Schwarzbekragten an einander vorüber und sie thun es auch heute noch.

Aber die Regierung ging weiter. Von den Beamten schritt sie zu einer gewissen artigen Uniformirung der Landschaft selbst, in welcher die Beamten wohnten. Das Land hatte sich seit längerer Zeit vortrefflicher Staatsstraßen zu erfreuen. Die Waldungen waren im besten Stand und in vieler Beziehung Muster für die Forstanlagen anderer Länder. Von der Residenz aus konnte man stundenweit über Berg und Thal gehen, ohne das sichere Behagen zu verlieren, welches ungezwungene Parkanlagen auf den Beschauer machen. Die Landesfarbe bekam man dabei freilich niemals aus den Augen; denn an jeder Ecke stand ein zierlicher vier- oder achteckiger Wegweiser, der entweder den Namen der Waldschneise oder das nächste Ziel des Weges angab. Dabei las man in schwarzer Farbe auch das Jahr vermerkt, in dem der Wegweiser zum letzten Male angestrichen war. Wer je in diesem Theile Deutschlands gewandert ist, wird diese Einrichtung hoher Civilisation wohl geschätzt haben, die ihm da, wo sie häufig und kunstvoll wurde, sicher die Nähe einer größern Stadt anzeigte. War man auf solchem Marsche unter den stummen Lenkern bis zu einer Anhäufung menschlicher Wohnungen gekommen, so sagte eine große Tafel, an einem bicoloren Pfahl befestigt, selbsterständlich, wie dieser Wohnsitz heiße, ob es Markt-, Dorf oder Stadt sei und in welchem Landgericht und Kreisamt es liege; stand die Tafel an der Staatsstraße, so erhob sich daneben ein zweiter, sorglich angestrichener Block, mit der Aufschrift: „Pfad für Reiter“, während ein Zwillingsbrüder auf der andern Seite des Weges die einsamen Wanderer einlud, mahnte, und dringend ersuchte, den durch die Regierung approbirten „Pfad für Fußgänger“ nicht außer Acht zu lassen.

Diese gefällige Adjustirung der Wege und Stege brachte die Regierung zur Entdeckung anderer geographischer Uebelstände, welche unerträglich wurden. Es erschien eine Verordnung, wonach alle Ortschaften des ganzen Staats, die in ihrem Namen ein Ober und Unter, ein Mittel, Klein, Groß, Kurz oder dergleichen enthielten, nicht in einem Wort geschrieben werden durften, sondern als zusammengesetzte Wörter mit Verbindungsstrichen zu schreiben waren. Einzelnen Ortsnamen wurde dabei ein „Groß“ wider die historische Ueberlieferung vorgehängt. Auf Grund dieses Edictes wurden, wie sich gebührte, Tüncher angestellt, um diese Fehler gegen die deutsche Grammatik aller Orten auszumergen. Neue Formularköpfe wurden gedruckt, die Siegel geändert und es gab eine einschneidende Uniformirung localer Mißbräuche.

So spielte sich der Drang unserer Regierung nach Uniform und Ordnung aus der Geographie in die Grammatik. Dieselbe Thätigkeit, welche von den Nebenbügeln im Süden bis zu den Höhen der nördlichen Provinz wallte, fand natürlich am Sitz der Regierung eine ganz besonders günstige Gelegenheit zu schaffen. Hier ist alles strammer, strenger, höher entwickelt. In der Residenz wäre ein unerhörtes Verbrechen, was in Provinzialhauptstädten wohl vorkommt, daß man zugleich mit Uniform und dem Spazierstock sich auf der Straße zeigte; es wurde auch vortrefflich dafür gesorgt, daß jeder einigermaßen auffallende Punkt der Stadt oder ihrer Umgebung einen officiellen Namen erhielt. Man

ging dabei ganz amerikanisch zu Werke. Erst schuf man auf lecrem Felde die Straßennamen, dann mochte der getaufte Weg zusehen, wie er links und rechts von sich Häuser bekam. Aber auch alte Straßen wurden grammatisch begutachtet und sprachliche und etymologische Fehler verbessert. Die Bewohner eines Stadttheils, die sich ungefähr zu den Bewohnern der Stadt verhalten, wie die Sachsenhäuser zu den Frankfurtern, sehen eines schönen Tages zu ihrem nicht geringen Erstaunen, wie ein Tüncher ein kalligraphisch untadelhaftes „Pantratusstraße“ zu Anfang und Ende der von ihnen bisher bewohnten „Bangertsgasse“ aufmalt. Gemeines Urtheil hatte bis dahin geglaubt, daß „Bangert“ in demselben Verhältnisse stehe zu „Baumgarten“, wie „Wingert“ zu „Weingarten“. Aber die Straße wurde jetzt eines Besseren belehrt und unter den Schutz eines Kalenderheiligen gestellt. Wenn die Bewohner derselben ihre Drangenbäume fortan leichtsinnig den Frösten des Mai aussetzen, so ist das ihre Schuld. Die Regierung hat alles Mögliche gethan, die Leute zu warnen. — Zuweilen geräth die Regierung bei solcher Thätigkeit selbst in die innerliche Unsicherheit, welche dem Grammatiker nicht erspart bleibt. Der Tüncher z. B. taufte eine Straße der Neustadt auf hohen Befehl „Kasernenstraße“. Aber bald kamen der Regierung ernste Bedenken über diese Maßregel. War solche Bezeichnung nicht im Grunde ein Unsinn, da ja nur eine Kaserne und gar nur mit einer Ecke in der Straße stand? Und bald darauf turnte abermals der Tüncher die Leiter hinan und vertilgte das „n“ als Fehler wider die deutsche Grammatik und die Straße hieß „Kasernenstraße“.

So wurde bei uns schlicht und gerecht, gutherzig und eifrig gelebt und das Regiment war nicht unbeliebt. Viel war auch bei uns noch zu thun. Die Uniformirung des Landes hatte noch große Fortschritte zu machen. Man hatte die Männer des Staates in Regierungskleider gesteckt, an unsern Staatsfrauen war auch noch sehr Wesentliches zu egalisiren, beim Ballet war bereits ein Anfang gemacht. Dann konnten die Säuglinge auf Schnürbänder in Landesfarben verpflichtet werden u. s. w.

Da kam das tolle Jahr 1866, es störte uns auf, zerriß die alte Ordnung und das Gefüge des Landes. Was wird mit den alten lieben Straßentafeln und Wegweisern um Biedentopf geschehen? Die Herren Preußen sind zu vielem fähig, sie sind auch capabel, Kleinmausheim zu schreiben, statt Klein-Mausheim. Und wie werden die Amtskleider der Beamten von Oberhessen in dem neuen Bundesstaat beschädigt werden! Diese und andere Fragen, welche dahinter liegen, beunruhigen uns schwer. Und Sie fragen, ob wir Aussicht eröffnen, mit der neuen Ordnung, die für uns die ärgste Unordnung ist, zufrieden zu sein? Nein, versichere ich Ihnen. Wir sind sehr unzufrieden, mit uns selbst, mit Ihnen draußen, mit der ganzen Welt.

Wir waren in Vielem Muster eines kleinen Staats. Auch in dem persönlichen Verhältniß eines gutherzigen Fürsten zu seinen Unterthanen. Aber es giebt auch bei uns nicht wenige verständige Männer, welche aus diesen Monaten einer friedlosen Auflösung alter liebgewordener Ordnung auch bereits eine rettende bittere Arznei erkennen, gegen dies warme, bequeme Stilleben in gestickten Röcken zwischen den hölzernen Pfählen der Landesheimath.

Verantwortlicher Redacteur: **Gustav Freytag.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.